

*Für die Obdachlosen
vom Thomaskirchhof
in Leipzig*

*danke fürs Bier
und die interessanten Gespräche*

heitere
hoffnungslosigkeit

von
Fidel Pfahl



© 2025 Fidel Pfahl

Lektorat, Korrektorat: Clara Ingeborg Fuchs

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:

tredition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg, Deutschland

ISBN: 978-3-384-49656-0

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors.

Einleitung

Tief luftholend entfliehe ich wieder dem kalten Schlaf.
Ich bin müde, vernebelt und aufgerieben. Diese Nacht kam mir lang und drückend vor, als ob ich tief unten im Marianengraben lag. Diese Nacht setzte sich mit all ihrer Finsternis auf meine Brust und lauerte, bis ich versuchte ihr zu entfliehen. In jenen Tagen treibt die Nacht ein arges Schauspiel mit mir. In mancher Nacht scheint es, als ob es keine Ruhe geben würde. So verstreichen meine Nächte, ohne wirklich still und dunkel zu werden. Früher war die Nacht eine Gewitterwolke, welche sich vor die Sonne geschoben hat. Es dauerte einen Atemzug und es war wieder strahlend blauer Himmel. Meine neuen Nächte sind lang, zäh und erdrückend.

Ich hocke am Rand des Bettes und denke noch darüber nach, warum die Nacht bleiern, grau und dunkel über mir verweilte. Allmählich beginne ich mich in einem vergangenen Traum zu verlieren. Doch im nächsten Moment reiße ich mich los und stelle mich selbst auf die Beine. Die Augen brennen und verweigern ihren Dienst. Schleppend gehe ich in das Badezimmer. Nun stehe ich fast verloren vor dem Spiegel und betrachte den so Fremdscheinenden, welcher mir gegenübersteht. „Bin das ich?“ frage ich mich. Die schwarzen Wände scheinen mich zu verschlingen, so wie sie auch das Licht aus dem Raum saugen. Es zieht an meiner Haut und es stellen sich alle Haare auf. Der Raum will mich, er will mich zerreißen, die nackten Wände wollen mich zu sich hinüberziehen und die Gestalt im Spiegel steht teilnahmslos da. Das Spiegelbild unternimmt nichts.

Ich blicke mich um und frage mich „Sind die Wände schwarz?“ Nein. Es ist ein dunkles Grau, welches man beim Vorübergehen fälschlich als Schwarz bezeichnen könnte.

Noch immer stehe ich vor dem Spiegel im Badezimmer und betrachte mich. Natürlich bin ich es im Spiegel, jetzt verfliegt langsam der Schlaf und ich erkenne mich selbst wieder. Bin ich alt geworden? Sicherlich glaube ich zu meinen, dass ich älter bin als vor zehn Jahren, doch sieht man mir das an? Langsam berührt mein Finger mein Augenlid und zieht es hinunter, bis man das Weiße mit roten Adern durchzogene in meinem Augapfel sehen kann. Ich sehe genau hin. Erst betrachte ich die weißen Stellen, dann fühle ich mich von den roten Adern angezogen. Im nächsten Moment bin ich eingetaucht in eine andere Welt. Ich stehe nun in Sana'a und die Abgase brennen sofort in der Nase. Diese Stadt mit ihren berühmten Eisengruben, welche sich tief in den Berg Nokum gefressen haben, lassen sich durch diesen gelben, flockigen Dunst kaum sehen. Hier hausen erbärmlich und im Elend zwanzigtausend auf einen Quadratkilometer. In Berlin sind es gerade mal viertausend auf derselben Fläche.

Einst ließ der byzantinische Kaiser Justinians I. eine Kathedrale erbauen, welche als die Größte südlich des Mittelmeerraum galt. Später befahl der Religionsstifter Mohammad den Bau der ersten Moschee in Sana'a.

Jetzt ist die Stadt krank und mit 2.200 Meter über dem Meer von jedem Gott verlassen. Sauerstoff ist ein Luxusgut geworden, das niemand sich leisten kann, nicht mal die reichen Händlerfamilien besitzen dieses kostbare Gas. Irgendwer muss einmal eine Glaskuppel über der Stadt erbaut haben. Die Luft ist zum Schneiden dick und wenn man geht, hat man das Gefühl, als würde man sich durch einen Fluss schieben.

Ich blicke mich weiter um. Überall liegen Tagelöhner unter Planen und kleinen Bretterverschlägen. Armut, hier regiert dieser eiserne König.

Genau vor mir sitzt eine Frau, die ein Gewandt in den Farben meines Badezimmers trägt. Sie spricht schnell und unverständlich. Vielleicht spricht sie auch nicht, sondern reiht sinnlose Laute aneinander. Tränen haben tiefe Furchen in ihre Wangen gegraben. Diese Rinnen sind gefüllt mit schwarzem Kajal. Die Frau sieht nicht alt, aber ziemlich verbraucht aus. Doch jeder würde nach nur ein paar Tagen in dieser Luft und in dieser erbärmlichen Armut ähnlich aussehen.

Langsam begreife ich, dass die Frau etwas von mir möchte. Ich betrachte ihre Hände. Diese sind weit von ihrem Körper weggestreckt. Ein kleines weißes Bündel präsentiert sie mir. Es gelingt mir nicht mich zu konzentrieren und einen klaren Gedanken zu fassen. Die Alte mit ihren Beschwörungen und die Luft lassen es einfach nicht zu. Dennoch zwingt mich, dieses Paket näher zu betrachten. Es ist in weiße Baumwolllaken eingehüllt. Doch was ist es? Langsam wandern meine Augen von der einen Hand zur andern. Dort erblicke ich plötzlich ein Gesicht. Es ist ein blasses Gesicht. Ich meine, dass es ein kleines Mädchen sein könnte, nicht älter als vier Jahre. Zufrieden schaut es aus. Es schläft. Fast wollte ich die Alte anfahren, weil ich fürchtete, dass das Kind erwachen könnte. Doch es erwacht nicht. Erst jetzt bemerke ich die Fliegen, welche sich an den Rändern der Augen versammelt haben. Jene Parasiten versuchen sich durch die geschlossenen Augen einen Zugang zu verschaffen. Chaotisch und wild geht es zu. Und ein Brummen herrscht, ein bedrohliches Brummen, welches den Tod herbeigerufen hat. Die fast rubinroten Augen der Fliegen, lassen einen gewaltigen Klos in meinem Hals entstehen. Wasser sammelt

sich in meiner Mundhöhle und es spielt keine Rolle, wie oft ich versuche es hinunterzubringen, schnell läuft es von den Rändern wieder unter die Zunge, bis die Zunge selbst ganz in Speichel eingetaucht ist. Manche Fliegen reiben sich die Hinterbeine, als ob sie wüssten, dass dort genau vor ihnen die Geburtsstätte ihrer madenartigen Larven ist.

An den Rändern der Augen bietet sich ein unerträgliches Schauspiel dar. Fliegen die zum Fressen kommen, andere die zum Ficken hier sind und wieder andere, die gierig ihre Eier in den noch warmen Leib pressen wollen. Bald werden die ersten Larven schlüpfen und hungrig dem Geruch des faulenden Fleisches folgen. Jetzt wandern meine Augen den schwarzen Streifen, welchen jeder dieser Viecher auf dem Rücken trägt, entlang. Auf ihrem Hinterleib befindet sich ein Muster, welches einem Schachbrett gleicht und über dem Muster befindet sich eine weitere Fliege, welche sich mit den Vorderbeinen an den Flügeln der anderen festhält. Diese Aasfliegen feien gerade ihr Fest, ein nekrophagisches Fest

Schnell wende ich mich ab und sogleich sehe ich mich in meinem Badezimmer wieder. War ich dort? Ich muss dort gewesen sein, sonst wären mir die knöchigen Körper, welche aussahen, als ob man sie zum Sterben vor die Stadt geworfen hätte, nicht eingefallen. Ich kann mir ihre Gesichter, welche keine Haut, sondern aus wildem Leder waren, nicht ausgedacht haben. Auch die offenen Wunden, den Wundbrand an den Füßen und ein Elend und eine Armut ohne einen Gegenpol, kann ich mir nicht erdacht haben. Ich war da. In Sana'a der sterbenden Stadt, welche von allen Göttern vergessen wurde.

Wieder fahre ich mit meinem Finger gegen das Auge. Doch bevor ich es berühre,, bin ich wieder in einen anderen Traum abgetaucht. Eine grüne Wiese breitet sich vor mir aus.

Das Gras ist nicht besonders hoch und obwohl die Sonne am höchsten Punkt steht, spüre ich kaum ihre Wärme. Es ist vielleicht April. Ja, es kann ein kalter Tag im April sein. Vor mir liegt ein Schaf mit dicken Ausbeulungen an den Seiten. Es wirkt halbtot, aber etwas sorgt dafür, dass es nicht stirbt. Der Bauch ist hochgerutscht. Eine Geburt kündigt sich an. Doch bei der Größe des Bauches sind es wohl zwei Lämmer. Ich blicke in das Gesicht des Schafes und stelle fest, dass es wohl Schmerzen haben muss. Dabei sind kaum Muskeln im Gesicht, die eine Veränderung der Gesichtszüge zulassen würden. Dennoch man sieht, dass diese Kreatur gern schreien würde oder weinen. Doch es geht nicht, es ist nicht zum Klagen da, dieses Schaf.

Die Wehen setzen ein. Meine Augen wandern am Tier entlang. Am anderen Ende kniet der Tierarzt und seine beiden Arme sind bis zu den Ellenbogen im Tier versunken. Er schwitzt enorm, obwohl es nicht warm ist. Ich nähere mich dem Arzt und wische ihm den Schweiß von der Stirn. Dieser bemerkt die liebevolle Geste nicht. Ich kann es nicht erklären, aber ich fühle mich zu ihm hingezogen. Seine gebräunte Haut und sein leichter Bartansatz verschaffen ihm einen gewissen Glanz und zeigen, dass er sich seiner eigenen Schönheit bewusst ist. Doch gerade quält er sich Leben zu erhalten. Mir ist es gleichgültig. Ich stehe hier und frage mich, was ich hier soll. Jeder spielt seine Rolle, ich bin nicht kreativ genug mir eine auszudenken. Doch wer wäre dieser Tierarzt, wenn er seine Rolle ablegte, wenn er seinen blutigen Kittel an den Nagel hinge und nackt vor mir stünde? Fühle ich mich nur zu jener Rolle hingezogen? Vielleicht sehe ich etwas in ihm, ein Selbst welches heute noch nicht geboren ist, doch seine Entscheidungen werden es in ein paar Jahren erschaffen, diese Ich, welches ich jetzt schon spüre. Es beginnt fürchterlich zu stinken.

Ein fauliger und verwesender Geruch kommt aus dem Tier hinausgekrochen. Ein Lamm muss vor Tagen im Geburtskanal gestorben sein und versperrt somit dem anderen Lamm den Weg ins Leben. Das Schaf kann nur noch den Tod gebären. Deshalb schwitzt der Arzt. Es ist kein freudiges Ereignis. Zwei Lämmer sind tot und wenn der Tod sich weiter in der Gebärmutter festhält, dann holt er auch noch das Mutterschaf. Das Schaf lässt langsam den Kopf ins Gras gleiten. Im selben Moment hat der Tierarzt, welcher mittlerweile eher einem Metzger gleicht, ein Lamm hinausgezogen. Deformiert und verwesend hält er es empor und begutachtet es. Der Arzt schüttelt den Kopf und geht wortlos davon. Alle sind tot. Doch er spielt weiter seine Rolle. Bis zum Feierabend bleibt er Arzt. Ich schaue ihm nach und weiß, dass er sich selbst gerade ein Stück nähergekommen ist, weil er kurz an die Grenze seiner Rolle kam.

Für mich wird es Zeit die Welt zu verlassen und in mein Badezimmer zurückzukehren. Ich habe genug gesehen und den Tod tief genug eingeatmet, ich fürchte, dass er sich noch in mir festsetzt.

Zurück im Badezimmer, verlasse ich es auch gleich, ohne mich der Pflege meines Körpers zu widmen. Schleifend ziehe ich mich in das Wohnzimmer.

Sechshundert Bücher und einige hundert Magazine, Broschüren, Zeitungen und Hefte liegen hier herum. Wenn ich ernsthaft etwas liebe, dann ist es das gedruckte Wort. Doch diese Liebe ist ermattet. Sie ist nicht mehr so heiß und innig wie am ersten Tag. Sie ist zur grässlichen Gewohnheit verkommen. Doch ich habe mich so geliebt, als ich gelesen hab. Oft war jedes Buch ein Kampf. Ich wollte es dem Autor beweisen, dass ich seinen Code verstehen werde, egal wie viele Wochen oder Jahre es kostet, ich dringe hindurch. Ich wollte stets herausfinden, was sich hinter den Worten

verbirgt. Ich war so durstig nach Wissen, dass ich mir ein Buch und noch ein Buch in den Schlund kippte. Ich hatte nie die Furcht, dass ich daran erstickten würde. Letztlich habe ich sie alle verdaut. Ja, ich gefiel mir in der Rolle des Lesers. Es kam vor, dass ich lass nur damit die Leute einmal sagen werden „Er hat gelesen“. Nun ist es egal Ich habe meine Vergangenheit und meine Zukunft geändert. Das lesende Ich, welches die Bücher gesoffen hat, das ist tot. Der Leser, der Blicke und Worte von anderen erzeugen wollte, dieser wird nicht geboren werden, jedenfalls nicht, solange ich lebe und meine Entscheidung nicht wieder revidiere.

Noch immer wirken meine Augen verloren oder wie in einem Bann, wenn ich die MEW-Reihe erblickte. Über ein Jahr, vielleicht auch zwei Jahre, ein halbes Dutzend Broschüren und einiges an Sekundärliteratur haben mir den Weg zu Karl Marx' Buch „Das Kapital“ geebnet. Diesen Preis habe ich gern gezahlt, auch wenn ich von mir nur behaupten kann, es gelesen, aber nicht verstanden zu haben. Ein kleines Grinsen zeichnet sich in meinem Gesicht ab. Es liegt am Wort „Akkumulation“ und dessen Bedeutung.

Doch was war es noch gleich, was mich nach der Ökonomie, der Geschichte mitriss? Die Philosophie. Auch sie habe ich verschlungen. Besonders die Zauberer des letzten Jahrhunderts. Karl Jaspers, der Mahner, der Ruhige, der Besonnene, für den die griechische Antike ein offenes Konstrukt darstellte. Jaspers Denken war universal und schloss alle ein und niemanden aus. Nicht wie bei Heidegger, der mit den Nazis paktierte und über jene Zeit fortwährend schwieg. Nein, Jaspers war die Stimme, welche die braune Flut unterschätzte, aber die in einem Nachkriegsdeutschland immer die passenden Worte fand. Wittgenstein, der „Eine Gott in England“, der Radikale, der Gnadenlose, der nichts durchgehen ließ und für den die kleinsten Dinge zu

jahrelangen Brüchen führten. Sartre, der Radikale, der Widersprüchlichste von allen genannten. Der sich am freiesten in der Besatzung unter den Nazis empfand. Der besessen von Sex war, aber sich vor allen schleimigen und klebrigen Substanzen ekelte. Der Philosoph aus den Pariser Cafés, aus den Jazzkellern. Seine Maxime immer ein Buch zu schreiben, an Schreibtischen, die ihm nicht gehörten. Sartre, der eine ganze Generation packte nur um sie in die Welt hinauszuerwerfen als vollkommen freie Existenzen, welche keine Notwendigkeiten, sondern nur Möglichkeiten kennen sollten. Camus, der Visionär von einem Europa, der Schriftsteller mit unverschämt gutem Aussehen und verträumtem Blick, welcher immer zum Mittelmeer gewandt war. Camus, der Fremde in Paris, der Kämpfer gegen die Nazis und der Sehnsuchtsvolle nach einem einfachen, fast schon ärmlichen Leben. Für ihn war vieles banal und absurd. Die Armut war für ihn alles und die Kritik an seinen Werken kostete ihn die Freundschaft mit Sartre.

Hannah Arendt, ja Hannah die einzige Frau in meinem Bücherkreis unter den genannten Männern, die Kämpferin für ihre Meinung, die Kämpferin gegen die Nazis, die scharfe Kritikerin. Nein, es ist nicht die einzige Frau. Auch Simone de Beauvoir darf nicht vergessen werden, die Reduzierte, die reduziert wurde, auf eine Beziehung, welche immer noch Gegenstand der Forschung ist. Vielleicht gelingt es erst jetzt Beauvoirs wahre Größe zu sehen. Wir mussten geschichtlich vielleicht genug Abstand nehmen, um sie ganz erblicken zu können.

Natürlich bin ich nicht an Kant oder Hegel vorbeigekommen. Richtig, ich kam nicht über sie, sie kamen chaotisch über mich und ich wusste nicht, wie mir geschah. Ja, gelesen habe ich und geschluckt, doch ein Urteil darüber, ob ich etwas verstanden habe, das möchte ich nicht ablegen

Wieder sucht mein Blick die Bücherwand ab. Diesmal bleibt er an den über zweihundert Büchern religiöser Literatur hängen. Bücher über Rechtswissenschaft, Koranexegese, weitere theologische Primär- und Sekundärliteratur der Gegenwart.

Langsam gehe ich zum Schreibtisch und hole ein altes kleines Buch hervor, darin befindet sich eine trockene und nüchterne Abhandlung über den Geschlechtsakt. Ich verabscheue das hemmungslose Ficken. Mein Köper, meine Biologie möchte, dass ich mich hingabe und meinen Samen in die Welt verteile, damit mehr Menschen diesen Planeten bevölkern. Doch ich bin kein Knecht meines Leibes. Ich bin vollkommen frei und auch wenn ich manchmal nicht anderes kann, so werde ich nie etwas Gutes im Akt selbst sehen können. Der sexuelle Trieb gleicht der üblichen Notdurft, man ist erfreut, wenn man es hinter sich gebracht hat, man erhebt sich aus Schweiß, Fäkalien und anderen Köpersäften, um sich reinzuwaschen. Es wäre besser, wenn wir sauber vom Sex wären.

Berührungen sind es, die mich verzaubern. Wenn ein sanfter Flügel über mir schwebte und mich sacht berührte, so wüsste ich nicht, ob ich die Berührung gegen die Gerechtigkeit für alle Welt eintauschen würde. Wenn ihre zarten Finger auf meiner Haut tanzen, dann erfahre ich Dinge, die man nicht malen und nicht beschreiben kann.

Der Wecker, welchen ich mir extra stellte, um die Straßenbahn nicht zu verpassen, klingelt. Ich erwache aus den Tagträumen. Es wird Zeit dieses Kapitel zu zuschlagen und unbeschriebene Seiten mit Tinte aus dem Herzen zu füllen. Ach, fuck. Was sollen diese gestellten Sätze?

Ich möchte nun einen anderen, neuen Weg gehen. Einen Weg voller heiterer Hoffnungslosigkeit.

Band I

*„Manchmal kletterst du morgens aus dem Bett und denkst, ich
schaffe es nicht, aber du lachst innerlich – denkst daran, wie oft du
dich so gefühlt hast.“*

Charles Bukowski

Hab mich zugedeckt
mit Narben
jede Nacht
wieder Narben
in Erwartung
dass meinen Narben
Federn blühn
Und fliegen
lernen
Dann schlafe ich endlich allein

Trauer und Leid ist das Ding ohne Federn

Ich war bereits kaputt,
als ich nach Berlin kam.
Eine defekte Taschenuhr zum Aufziehen
untauglich.
Sah die Friedrichstraße
sah den Schiffbauerdamm
sah einen Pub in einem so kranken Licht,
als würde es zur Notaufnahme gehen
das Ale ist Nadeln in meinen Lippen
wollte nie mit Gott zanken,
wie die Obdachlosen
weinend
und mit der Buchreligion fuchtelnd

In Grunewald hörte ich einen Rentner
„Oh Herr, erbarme dich meiner“

Ich war bereits kaputt, als ich nach Berlin ging.